



DER BISCHOF VON GÖRLITZ

NEUJAHRSEMPFANG 2026

Brauchtum als Transzendenzerfahrung – Dienst der Kirchen an der Gesellschaft

Zwyczaje jako doświadczenie transcendentne - Służba kościołów wobec społeczeństwa

Verehrte Gäste aus Kirche und Politik,
verehrte Vertreter der Medien,
liebe Gäste aus der Ökumene, liebe Brüder und Schwestern!
Serdecznie posdrawiam również naszych sąsiedów z Polski.

Sehr geehrte Damen und Herrn!

Der Neujahrsempfang ist in jedem Jahr eine schöne Gelegenheit, einem bunt gemischten Publikum aus Kirche und Gesellschaft einige Gedanken oder Anregungen vorzutragen, die aus kirchlicher Perspektive von Bedeutung für alle Menschen sind und die aus der Sicht eines katholischen Bischofs ein wenig erhellt werden sollen.

Ich beginne meinen Vortrag mit einem Zitat, das viele von Ihnen kennen werden und das mir den Einstieg in mein heutiges Thema gibt. In dem Buch „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupery heißt es an einer Stelle, als der kleine Prinz dem Fuchs begegnet: „*Es muss feste Bräuche geben, 'erklärt der Fuchs dem kleinen Prinzen, als dieser sich beim Versuch der Fuchszähmung unbeholfen anstellt. ,Es wäre besser gewesen, du wärst zur selben Stunde wiedergekommen, ' sagte der*

Fuchs. „Wenn du zum Beispiel um vier Uhr nachmittags kommst, kann ich um drei Uhr anfangen, glücklich zu sein. Je mehr die Zeit vergeht, um so glücklicher werde ich mich fühlen.“ Und als der kleine Prinz fragt: „Was heißt fester Brauch?“ antwortet der Fuchs: „Auch etwas in Vergessenheit Geratenes. [...] Es ist das, was einen Tag vom anderen unterscheidet, eine Stunde von den anderen. [...] Sonst wären die Tage alle gleich [...].“

„Es muss feste Bräuche geben“ – formuliert Exupéry in seiner Fabel, die zur Weltliteratur geworden ist. Darum geht es mir heute am Beginn des Jahres 2026.

Was ist eigentlich ein „Brauch“?

In der kulturwissenschaftlichen Terminologie unterscheidet man zwischen einer Gewohnheit, einer Sitte und einem Brauch. Der Philosoph und Volkskundler Josef Dünninger (+ 1994 in Würzburg) definiert einen Brauch so: Ein Brauch ist „gemeinschaftliches Handeln, durch Tradition bewahrt,in Formen geprägt,... ein Inneres sinnbildlich ausdrückend und funktionell an Zeit oder Situation gebunden.“¹ In dieser kompakten Zusammenfassung wird vor allem der Gemeinschaftscharakter eines Brauches hervorgehoben und ebenso besonders seine Orientierung auf einen bestimmten Sinn betont. Etwas Inneres wird in einem bestimmten Brauch ohne Worte sinnbildlich, symbolisch ausgedrückt und zwar in einer bestimmten Situation oder zu einer festgelegten Zeit. Der Begriff „Brauchtum“ bezeichnet dann die Vielzahl aller Bräuche einer Gemeinschaft.

Bräuche entlasten den Einzelnen in bestimmten Situationen und liefern ihm oft auch Deutungen, die er für sich selber vertiefen kann, wenn er sich denn dafür öffnet. Insofern ist ein Leben ohne Bräuche nicht denkbar. Das

¹ Zitiert in LThK Band 2, 656

Brauchtum schafft eine gewisse *Ritualisierung* (sie können dafür auch sagen „Ordnung“ oder „Regulierung“) unseres Alltags und gibt dadurch Sicherheit im Umgang mit der Zeit und mit bestimmten Situationen. Hilfreich dafür ist einfach der Kalender eines Jahres, der uns darauf hinweist, wann die Ostereier gefärbt werden müssen und wann die erste Kerze am Adventskranz entzündet werden soll.

Wie sind bestimmte Bräuche entstanden und welche Bedeutung haben sie für eine Gesellschaft?

Die meisten Bräuche, die viele gegenwärtig noch mehr oder weniger praktizieren, entstammen einem durchaus christlichen Zusammenhang, der in früheren Zeiten die Gesamtgesellschaft und das alltägliche Leben prägte. Insofern sind viele unserer Bräuche mit dem Kirchenjahr, mit religiösen Festen oder auch mit bestimmten Lebensabschnitten eines Menschen verbunden. Mit der Entchristlichung einer Gesellschaft gab und gibt es auch immer wieder synkretistische Tendenzen, die einen bestimmten Brauch von seinem Ursprung entfernen oder ihn eben nicht mehr verständlich machen. Mir scheint, dass es eine wichtige Aufgabe von uns als Kirchen in ökumenischer Gemeinsamkeit ist, gute Bräuche zu pflegen, sie lebendig zu praktizieren und - wo es nötig ist – zu erklären, weil durch sie auf eine einfache und unaufdringliche Weise der Mensch für die Frage nach Gott, für etwas Heiliges, Transzendentes geöffnet wird. Der Wiener katholische Theologe Jan-Heiner Tück schreibt im Vorwort zu seinem jüngst erschienene Buch „*Minima Theologica*“: „Der Mensch ist von Natur aus religiös, er hat eine Antenne für Gott, es gibt eine Sehnsucht, die nicht durch irdische Glücksangebote gestillt werden kann. (...) Es fehlt etwas, wenn Gott fehlt. Wer es nicht merkt, dem gehen die metaphysischen Antennen ab... Es gibt in der Skala menschlicher Erfahrungen Intensitätsmomente, die durchlässig sind auf das Andere,

...das hier vage als das Heilige bezeichnet wird...“² Tück zählt dazu vor allem die Kunst (Literatur, Musik...) in jeder Form, aber auch die Kultur, als deren Ausdruck ich unter anderem das praktizierte Brauchtum eines Volkes bezeichne. Gute Bräuche bringen uns mit dem Heiligen – in unserer Region sagen viele eher: mit „Werten“ - in Berührung. Da fahren die Menschen die Antennen für etwas aus, was Bestand hat, was sie tröstet oder ihnen Orientierung und Halt schenkt.

Viele unserer Bräuche sind ein Ausdruck der Volksfrömmigkeit (Glauben des Volkes), was bedeutet, dass sie aus dem Volk entstanden sind und meist dort in „Eigenregie“ weiter gepflegt werden. Insbesondere Papst Franziskus (+ 2025) hat diese Ausdrucksformen der Volksfrömmigkeit sehr hoch geschätzt und sie als „Frucht des inkulturierten Evangeliums“ bezeichnet. Denn „in ihr (sc. der Volksfrömmigkeit) ist eine aktiv evangelisierende Kraft eingeschlossen, wie wir nicht unterschätzen dürfen.... Wir sind vielmehr aufgerufen, sie zu fördern und zu verstärken, um den Prozess der Inkulturation zu vertiefen, der niemals abgeschlossen ist.“³ In diesem Sinne helfen bestimmte Bräuche, wenn sie gut praktiziert werden, mit, die Kultur einer Gesellschaft für den Geist des Evangeliums zu öffnen und die Anliegen Jesu dort immer wieder einzupflanzen.

Ein **Beispiel** dafür sind für mich die überall gepflegten, meist ökumenisch vorbereiteten und gestalteten, **Martinsfeiern** am 11. November, dem Fest des heiligen Martin von Tours, in jedem Jahr. Die Szene, die dabei immer wieder durch Kinder und Erwachsene in einem Spiel dargestellt wird (die Teilung des Mantels des hl. Martin mit einem Bettler), ist so einfach und eindrucksvoll, dass die selbstverständliche Zustimmung aller

² J.-H. Tück, *Minima Theologica – Spuren des Heiligen heute*, Freiburg 2025, 9 f. Ebenso in : CiG 1/2026, 3-4 – Die Antennen fürs Absolute ausfahren

³ Apostolisches Schreiben **EVANGELII GAUDIUM**, Nr. 126

Teilnehmer – seien sie gläubig oder nicht – vorausgesetzt werden kann: Teilen ist eine gute Sache. Teilen bringt Freude und Licht (Brauch des Laternen-Tragens) in das Leben von Menschen und schafft Gemeinschaft und ist ein Zeichen von Solidarität mit den Schwächeren. Jeder Politiker weiß, dass eine Gesellschaft ohne die Bereitschaft zum Teilen nicht existieren kann. Derzeit sind wir zum Beispiel gerade dabei, neu in den Blick zu nehmen, welche Herausforderungen eine älter werdende Gesellschaft an alle – besonders die Jüngeren – stellt. Ohne Verzicht und Teilen wird menschliches Zusammenleben kaum gelingen. Da kann der Martinsbrauch ein hilfreicher Hinweis sein.

Ich nenne ein **anderes Beispiel**: In den letzten Tagen um das Fest der heiligen drei Könige (6. Januar) waren wieder die **Sternsinger** in unseren Städten und Dörfern unterwegs und haben die Weihnachtsbotschaft hinausgesungen in die Häuser und Arbeitsstätten der Menschen und dabei aufmerksam gemacht auf die Not von Kindern und für sie Spenden gesammelt. Wie selbstverständlich schreiben die Sternsinger dann den Segen Gottes über die Türen der Häuser: „Christus mansionem benedicat – Christus segne dieses Haus!“ und wünschen ein gesegnetes neues Jahr. Die Sternsinger machen auch hier in unserer Region, in der es nur wenige Christen gibt, die Erfahrung, dass sich Menschen über ihren Besuch freuen und niemand den Segen für das neue Jahr ablehnt. Der Brauch, dieses Segenswort über die Türen zu schreiben, ist immerhin ein gewisses Bekenntnis für den, der das an seiner Haustür oder an seinem Geschäft zulässt. Oder hat derjenige in diesem Moment doch die Antenne ausgefahren, für das Heilige, für das, was man nicht machen kann, was einem geschenkt werden muss – in der Hoffnung auf ein gutes und friedvolles Jahr? Ist da doch eine Spur von Transzendenz neu gelegt worden?

Kinder werden in diesem Brauch angehalten, über die eigene kleine Welt hinauszudenken – an ihre Altersgenossen, denen es nicht so gut geht und die unsere Hilfe nötig haben. Kinder werden ermutigt, sich öffentlich zu ihrem Glauben zu bekennen (die Verkleidung als hl. drei Könige ist inzwischen auch in der säkularen Umgebung durchaus bekannt) und davon Zeugnis zu geben – durch Lieder und durch ein Segensgebet. Dieser Brauch hat eine solche Akzeptanz erfahren, dass die Sternsinger jedes Jahr im sächsischen Landtag zu Gast sind und ebenso im Bundeskanzleramt. Es gibt natürlich auch **Bräuche, die nicht so spektakulär** bzw. öffentlichkeitswirksam sind wie diese beiden Beispiele. Es gehört zum Beispiel einfach dazu, den eigenen Eltern, Kindern und Verwandten, Freunden und guten Bekannten zu ihrem Geburtstag zu gratulieren (bei uns Katholiken kommt bei manchem noch der Namenstag dazu, der uns an die Taufe erinnert). Jemandem gute Wünsche auszusprechen (oder gar ein Geschenk zu überreichen) zu diesem Anlass, ist ein Zeichen der Wertschätzung und Aufmerksamkeit und der Freude darüber, dass es diesen Menschen gibt und dass wir einander gut verstehen. Eine Gratulation hat zutiefst etwas mit Menschenwürde zu tun. Das lateinische Wort „gratulatio“ bedeutet so viel wie „offen bekundete Freude“ und das heißt, dass ein Glückwunsch auch wirklich ausgesprochen werden muss. Eine Gratulation schafft eine Verbindung und ist heute mehr denn je ein Zeichen gegen die Individualisierung der Gesellschaft.

Wir wissen es doch alle: Eine vergessene (oder absichtlich vermiedene) Gratulation führt immer noch zu Verstimmungen, Unmut und Trauer zwischen Menschen. Da fühlt sich jemand vergessen oder nicht beachtet. Ein Paradebeispiel dafür ist der – aus welchen Gründen auch immer – vergessene Hochzeitstag unter Eheleuten, der eine wirklich verpasste Chance der Erneuerung des einmal gegebenen Versprechens ist.

Sehr geehrte Damen und Herrn,

„Es muss feste Bräuche geben“ hatte der Fuchs zum kleinen Prinzen gesagt. Den Grund hat Exupéry selbst genannt. Ich könnte noch viele andere Beispiele nennen, die uns bei wiederholten und einmaligen Gelegenheiten im Laufe eines Jahres begegnen und die man dem Brauchtum zuordnen kann. In der Zeit, als sich das Christentum auf unserem Kontinent ausbreitete, hat die Kirche oft Bräuche unter den Menschen vorgefunden, die sie teils als heidnisch oder magisch ablehnen musste (einige davon haben sich bis heute erhalten: z.B. das Böllern an Silvester, das die bösen Geister vertreiben soll) teils aber auch als „Samenkörner Gottes“ aufgenommen und „getauft“ hat.

Analog zu den Menschen, die den christlichen Glauben annahmen, wurde oft eine Vielzahl von Bräuchen mitgetauft.⁴ Das war ein Weg der Inkulturation des Evangeliums. Ein schönes Beispiel dafür ist der Termin des Weihnachtsfestes. Niemand kennt den wirklichen Geburtstag Jesu. Als man im 4. Jahrhundert (nach der konstantinischen Wende) sein Geburtsfest feiern wollte, wählte man dafür den Tag, an dem im römischen Staat des „Sol invictus“ (Wintersonnenwende), des Hauptgottes in der römischen Götterwelt gedacht wurde und wollte auf diese Weise ein vorgefundenes Fest bewusst christianisieren. Zudem gab es bereits viele schriftliche Zeugnisse, die Christus symbolisch als die wahre Sonne der Welt bezeichneten.

Unser christliches Brauchtum ist so etwas wie die Liturgie des Volksglaubens, in vielen Fällen einfach aus der offiziellen Liturgie herausgewachsen. Es macht den Glauben *leibhafter und sinnenfälliger*. Es spricht in den meisten Fällen das Gemüt, die Emotionen des Menschen an und ist ein Ort der Vermittlung auch von ethischen Haltungen, von

⁴ Vgl. LThK Band 2, 658

Respekt und Menschenwürde, von Dankbarkeit und Erbarmen. Hier wird deutlich, dass die Pflege guter Bräuche oft eine Brücke zwischen der säkularen (scheinbar religionsfreien) Welt und dem ganz Anderen, dem Heiligen, ist.

Es ist aus meiner Sicht darum ein wirklicher Dienst gläubiger Christen in den Kirchen an der Zivilgesellschaft durch das Wachthalten verschiedener guter Bräuche die normale Lebenswelt der Menschen für Gottes Gegenwart zu öffnen. Solche Brauchtumspraxis der Christen, aber auch des Staates (z.B. in der Gestaltung bestimmter Gedenktage oder in dem Stil der Kommunikation in einem Parlament) hält die Gesellschaft zusammen und schafft ein hohes Maß an Respekt und Empathie.

Dafür lohnt es sich, in diesem begonnenen neuen Jahr viel zu investieren und dazu wollte ich Sie mit meinen Gedanken einladen.

Gott segne Sie alle und dieses neue Jahr, das uns geschenkt ist.